

lage verschaffte. Katholisches Literaturprinzip war dabei nie eine elitäre Autonomieästhetik, sondern stets das Ideal einer »Literatur für alle« (S. 14). So verstand Schlegel Symbolik als an den Parabeln Jesu geschulte »Volks-Allegorie«, »in welcher sich hier der göttliche Geist, und die ewige Wahrheit, wie ein kindlich einfaches Gewand einschließt« (S. 51).

Nach diesen poetologischen Klärungen blickt Schmidt ausführlich auf die unterschiedlichsten Bereiche katholischen Literaturschaffens: auf die Lyrik – hier vor allem auf die Rezeption Friedrich von Spees im 19. Jahrhundert und auf Annette von Droste-Hülshoff und auf den aus der Legende erwachsenden katholischen Roman dieser Zeit. Dessen Hauptvertreter Christoph von Schmid, Ida von Hahn-Hahn oder Enrica von Handel-Mazzetti sind heute freilich allenfalls kenntnisreichen Spezialisten noch bekannt. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts erkannten einflussreiche Kreise das katholische Literaturdefizit, vor allem der um die neugegründete Zeitschrift *Hochland* versammelte Kreis um Karl Muth und der *Gral*-Bund um Richard von Kralik, verbunden in der antimodernistischen Zielvorstellung, dem »Anschluß der katholischen Literatur an die Heimatkunst« (S. 168). Im Werk von Gertrud von le Fort und Reinhold Schneider, aber auch in den unbekannteren Arbeiten Alfred Döblins nach seiner Konversion zum Katholizismus setzte sich der Typus der typisch katholischen Literatur bis in die vierziger Jahre hinein fort. Gemeinsam als Kennungszeichen verbindet alle Werke dieser Tradition neben der Frontstellung gegen den Liberalismus und dem Versuch der Aufrechterhaltung traditioneller christlicher Werte »die allegorische Konstruktion im Rückgriff auf den geistlichen Schriftsinn« (S. 207).

Spätestens mit den Fünfziger Jahren, so Schmidt, ist jedoch das typische katholische Milieu verschwunden und folgerichtig mit ihm auch die »katholische Literatur«. So könne im Blick auf die Gegenwart die »Frage nach einer »katholischen Literatur« nicht mehr gestellt werden« (S. 209). So überzeugend, glänzend recherchiert und ausgewogen formuliert auch die Ausführungen der Autorin im Hauptteil dieser Studie sind, so fragwürdig scheint doch dieser Ausblick über die Fünfziger Jahre hinaus. Ohne Frage ist die von ihr geschilderte Form der katholischen Literatur ausgestorben. Genauso, wie auch der Katholizismus als solcher in der Gegenwart weiterexistiert – uneinheitlicher, bunter, facettenreicher, weniger hierarchisch und amtskirchlich orientiert – genau so lebt auch die Tradition der »katholischen Literatur« fort, ebenfalls in veränderten, der Gegenwart angemessener Gestalt: vielgesichtig, indirekt, angedeutet, in Mischform. Die Transformationen hin zu dieser neuen katholischen Literatur, endlich befreit von der Last der ständigen Rückständigkeit, krampfhaften Apologetik und Gegenwartsfeindlichkeit ihrer Vorgängerin, wäre sicherlich eine eigene spannende Studie wert. Der Wert der vorliegenden Arbeit aber liegt darin, den nur wenig bekannten Weg der katholischen Literatur in unsere Gegenwart hinein differenziert aufzuzeigen. Georg Langenhorst

7. Theologie des 19. und 20. Jahrhunderts

HERMANN JOSEF SIEBEN: Katholische Konzilsidee im 19. und 20. Jahrhundert (Konziliengeschichte, Reihe B: Untersuchungen). Paderborn: Ferdinand Schöningh 1993. XX, 432 S. Geb. DM 128,-.

Mit dem hier zu besprechenden Band führt der Autor seine verdienstvollen und gehaltreichen Studien über die katholische Konzilsidee bis in die neueste Zeit hinein weiter. Der Bogen spannt sich von einer Entwicklung, die durch eine ständige Abwertung des Konzils zugunsten der päpstlichen Unfehlbarkeit gekennzeichnet ist – welche dennoch gerade ein Konzil 1870 definierte – über die nachfolgenden Überlegungen hin zur neuen Konzilsicht Johannes' XXIII., dem Vaticanum II und den mit ihm zusammenhängenden, intensiven Diskussionen bis zum ökumenischen Gespräch der jüngsten Zeit. Den Ausgangspunkt bildet der Ex-Jesuit Giovan Vincenzo Bolgeni, der 1789, dem Jahr des Beginns der Französischen Revolution, in seiner Schrift über den Episkopat mit den Ausführungen zur bischöflichen Kollegialität Gedanken des Zweiten Vatikanischen Konzils vorwegnahm und über den man auch auf diesem kontrovers diskutierte (S. 7–35). War die Haltung Bolgenis mit seiner Aufwertung des Episkopates durch die Abwehr des Jansenismus in der Spielart des Richerismus bestimmt, der die Pfarrer in den Mittelpunkt stellte, so kreisten die folgenden Arbeiten häufig um den Stellenwert des Dekretes »Haec Sancta«, das man mit Blick auf die päpstlichen Prärogativen immer mehr abwertete.

Geradezu spannend zu lesen sind die Vorstellungen, die man im näheren Umfeld des Vaticanum I entwickelte, weil in ihnen die grundlegende Problematik der neuesten Zeit greifbar wird: das Auseinandertreten von Kirche und Gesellschaft nach der Französischen Revolution; der durchgängige rote Faden des Liberalismus in all seinen Spielarten, mit dem man sich auseinandersetzen mußte, wobei diese Konfrontation nicht nur mit Hilfe sachlicher Argumente, sondern auch als metahistorisch heilsgeschichtliche Interpretation der eigenen Situation geschehen konnte, die in zahlreichen Artikeln zeitgenössischer Autoren greifbar ist. Die Rezeption liberaler Ideen, von Felicité Lamennais eindrucksvoll versucht, lebte weiter in dem Bemühen des Pariser Weihbischofs Henri-Louis Charles Maret (gest. 1884), der schon gegen den Syllabus interveniert hatte und 1869 in seinem aufsehenerregenden Werk »Du concil général« dieses als »ein Mittel der Versöhnung zwischen Kirche und moderner Gesellschaft« (S. 74) ansah, für die Wiederbelebung des Konstanzer Dekretes »Frequens« plädierte (S. 91) und sich gegen die römische Theologie und de Maistre wandte, für den in seinem Werk »Du Pape« das Konzil eigentlich überflüssig gewesen war. Es ist kein Wunder, daß Maret auf dem folgenden Konzil zu den Antiinfallibilisten gehörte. Die Mehrzahl der entsprechenden Autoren wie etwa der Mainzer Dogmatiker Johann Baptist Heinrich vertrat jedoch eine andere Konzilsidee, was Sieben detailliert zeigt. Aus heutiger Sicht sieht es wie ein Stück Wirklichkeitsverlust aus, wenn nicht nur Ultramontane mit den Jesuiten an der Spitze, sondern auch ein bedeutender Vertreter der Minoritäts Bischöfe wie Félix-Antoine Dupanloup von Orleans im Konzil eine Art Heilmittel für die Welt sahen. Hier machte sich die besondere Situation bemerkbar: Es ging 1870 im wesentlichen nicht um die Abwehr innerkirchlich-dogmatischer Lehren, sondern um die Findung eines Instrumentes, nämlich der päpstlichen Unfehlbarkeit, mit dessen Hilfe man effizient auf die bedrängenden Probleme der Zeit glaubte antworten zu können. So erscheint das Erste Vaticanum nicht nur als Konzil vor und gegen, sondern auch als ein »Konzil für die Welt« (S. 169–176), wenn auch im ganz anderen Sinne als sein späterer Namensvetter. Gott selbst greift mit ihm in die Geschichte ein; das konnte man z.B. in der *Civiltà Cattolica* der römischen Jesuiten lesen (S. 178).

Abgesehen von solchen, die göttliche Vorsehung bemühen, die Sichtweisen ist es nach der Unfehlbarkeitsdefinition verständlich, daß in der folgenden Zeit die Überlegungen, meist im Kontext des Traktates »De ecclesia« vorgetragen, häufig um die Frage nach der Unfehlbarkeit und dem Subjekt derselben (Papst, Konzil und Papst etc.) kreisen (vgl. z.B. S. 236f.). Wie sehr nach 1870 eine kritische Geschichte störte, zeigen die Kontroversen um Franz Xaver Funk über die Stellung des Papstes bei den altkirchlichen Konzilien (S. 193–197). Die Konzeptionen von Congar, Küng und Rahner (S. 253–270) brechen solche Sichten auf, wobei Congar etwa durch seinen geschichtlichen Zugriff die Perspektive theologisch weitet. Aber auch die Kritik Ratzingers an Küng erweist sich nicht als rein defensiv, sondern verteidigt die bischöfliche Kollegialität und führt Gedanken bezüglich Papst-Konzil weiter (S. 271f.).

Mit der Darstellung der Konzilsvorstellungen Johannes' XXIII., der den mystischen Charakter sah und damit die vieldiskutierte Machtfrage überwandt, den verschiedenen Zielsetzungen wie die pastorale des Zweiten Vatikanums, sowie einer Analyse der Dekrete Lumen Gentium und Christus dominus (Kirche und Hirtenaufgabe der Bischöfe) werden wertvolle Einsichten zu den endgültigen Texten und ihrer Genese geliefert, die auf einem Konzil entstanden, das in seiner Interpretation und Wirkung bis heute nicht zu Ende gekommen ist. Der Autor zeigt, wie das Konzil durchaus einer traditionellen Anschauung über die Konzilien verpflichtet war, aber die bischöfliche Kollegialität stärkte. Institutionell brachte es in einer Art Fortführung dieser Perspektive die Einrichtung der Bischofssynode und die Bischofskonferenzen als verpflichtend für die gesamte römisch-katholische Kirche (S. 278–350).

Die Analyse der unterschiedlichen Positionen zu diesen Einrichtungen und ihrer Wertigkeit, der ökumenischen Papiere sowie ein Kapitel über »Unfehlbarkeit, Rezeption und Hermeneutik der Konzilien in der nachkonziliaren Theologie« (S. 385–421) schließen das Buch ab. Es macht noch einmal deutlich, wie sehr die Konzilsidee in das jeweilige Kirchenbild, aber auch die aktuellen Diskussionen der Zeit eingebunden ist. Erst unter dieser Perspektive erweist sie sich über die reine theologische und juristische Betrachtung hinaus als eine spannende Größe der Gesamtgeschichte.

Heribert Smolinsky

